

„...nicht Dr. Jekyll und Mr. Hyde, aber wir haben schon zwei Seiten“ – Transnationale Identitäten oberschlesischer Doppelstaatler

EWA PALENGA-MÖLLENBECK

Wenn im politischen Diskurs von „Migration“ die Rede ist, steht dabei meist implizit die Vorstellung Pate, dass Migranten einmalig und dauerhaft von einer anderen Gesellschaft in die andere wechseln. Dessen ungeachtet ist die temporäre Migration – der vorübergehende Wechsel in eine andere Gesellschaft zur langfristigen Sicherung des Lebensunterhalts auch und vor allem am Herkunftsort – längst auf dem Vormarsch; für Polen ist sie seit 1989 zur dominanten Form von Migration geworden. Es gibt sie sowohl in einer illegalen, als auch in einer legalen und mehr oder minder staatlich geförderten Form. Insbesondere zwischen Polen und Deutschland ist ein Migrationsraum entstanden, dessen legaler Bereich mittlerweile ebenfalls von zyklischen, „nomadischen“ Mustern geprägt ist, wie sie früher für den schwarzen Arbeitsmarkt typisch waren. Norbert Cyrus (2001a: 59) spricht in Bezug auf den staatlich geduldeten bzw. geförderten Arbeitsmarkt für polnische Bürger (u. a. Saisonarbeit, Werkvertragsarbeiter) von einem „staatlichen zirkulären Arbeitsmigrationsregime“, das zugleich fördernd und reglementierend wirkt und voraussichtlich noch bis 2011 – sieben Jahre nach dem EU-Beitritt Polens – den Zugang polnischer Arbeitnehmer auf den deutschen Arbeitsmarkt regulieren wird. Weder diesseits noch jenseits der Oder hat temporäre Migration eine gute Presse: In Polen greifen die Medien mit Vorliebe Extremfälle von Ausbeutung heraus, die nicht selten im- oder explizit an den Topos „Zwangsarbeit“ anknüpfen. In Deutschland, wo die Angst vor Arbeitsplatzverlust und Schlagworte wie „Parallelgesellschaft“ bestimmende Faktoren sind, stehen die Aspekte des Lohn-Dumpings und der Segregation der Migranten im Vordergrund. Bei letzterem kommt zum Tragen, dass Migrationsfolgen auf zwei dichotome Gegensätze reduziert werden: Entweder Assimilation, d.h. völlige

Übernahme der „Ankunftsidentität“ und Ablegen der „Herkunftsidentität“ – oder aber Segregation und Konservierung der „Herkunftsidentität“, die nahezu zwangsläufig mit Feindseligkeit gegenüber der Aufnahmegesellschaft verbunden sei. Tatsächlich jedoch sind beide Situationen nur Idealtypen, zwischen denen sich ein weites Feld real sehr heterogener Migrationspraktiken und Identitätsformen erstreckt.

In den USA ist dieses Feld „transnationaler“ statt „internationaler“ Migration seit den frühen Neunzigerjahren Gegenstand eines neuen theoretischen Ansatzes. Er berücksichtigt, dass Bewusstsein und Identität von Migranten nicht exklusiv auf Herkunfts- oder Ankunftsgesellschaft fixiert sind. Migration findet nicht mit einem *one-way ticket* statt, so eine Metapher von Phizacklea (1983), die sich weiterspinnen lässt: *Immigranten* haben eine einfache Fahrt gebucht, lassen ein soziales Feld hinter sich und assimilieren sich an ein neues; *Rückkehrmigranten* haben eine Rückfahrkarte, also die feste Absicht, in ihr altes soziales Feld zurückzukehren; *Transmigranten* schließlich haben eine Dauerkarte und haben ihr soziales Umfeld gleichermaßen am Herkunftsort, am Zielort und auch im „Zugabteil“. Transmigranten praktizieren eine „pluri-lokale Lebensführung“ (Pries 2002: 264) an mindestens zwei Orten, an denen sie soziale Beziehungen pflegen. Die Migrationsepisoden können von Wochen bis Jahrzehnten reichen, Migrationsentscheidungen können spontan oder penibel kalkuliert sein. Entscheidend ist, dass sich die Lebensplanung der Migranten nicht auf einen einzelnen nationalstaatlichen „Container“ beschränkt. Sie identifizieren sich nicht ausschließlich mit der Kultur eines dieser Orte, haben aber zugleich nicht eine „additive“ oder „hybride“ Identität, sondern konstruieren eine transnationale Identität, die sie von den „Sesshaften“ hier wie dort unterscheidet. So entstehen neue mentale Karten, auf denen sozialer und geographischer Raum nicht mehr deckungsgleich sind.

Elsa Chaney sprach bereits 1979 von „people with feet in two societies“, für die dieser Zustand keineswegs ein Übergangsphänomen ist, das es zu überwinden gilt (Chaney 1979: 209). Ursächlich für den Erkenntnisvorsprung der amerikanischen Soziologie ist vor allem, dass eine entsprechende Migrationspraxis zwischen den USA und Herkunftsgesellschaften wie Mexiko oder Haiti bereits seit langem existiert. Obwohl die administrativen Hindernisse zur Einwanderung in die USA beträchtlich sind, sind sie nicht mit dem Eisernen Vorhang zu vergleichen, der Gebiete mit ähnlichem wirtschaftlichem Gefälle in Europa bis 1989 voneinander isolierte. Zudem sind die USA im Vergleich zu europäischen Gesellschaften eine ethnisch und sozial heterogenere Einwanderungsgesellschaft. Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs hat sich die europäische Situation der amerikanischen angenähert. So spricht der Geograph Tadeusz Strykiewicz (2002: 108) hinsichtlich der Oder-Neiße-Grenze von einem „Rio-Grande-Syndrom“. Durch die Aufnahme wirtschaftlich schwächerer Staaten hat sich das Migrationspotenzial innerhalb der EU weiter

vergrößert: Die Union ist politisch stärker integriert als die NAFTA, sie weist einen idealistischen Überbau auf, der Regierungen und Bürgern eine Verpflichtung zur Überwindung nationaler Denkweisen abverlangt. Welche „transnationalen“ Konsequenzen dies für kollektive und individuelle Identitäten sowie für die politische Steuerung der EU-Binnenmigration durch die Mitgliedsstaaten hat, wird bisher nur inkonsequent und zurückhaltend diskutiert.

Von dieser Diskussion praktisch unbeachtet gibt es jedoch längst Migranten, die dem Prototyp eines europäischen Transmigranten entsprechen. Es handelt sich um Angehörige der vorwiegend in Oberschlesien ansässigen „deutschen Minderheit“ in Polen, die aufgrund einer Verschränkung von Boden- und Abstammungssprinzip im deutschen Recht unter bestimmten Voraussetzungen unproblematisch die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen können, ohne dazu die Polnische ablegen zu müssen. Gerade die doppelte Staatsangehörigkeit gilt als Indikator einer ausgeprägten transnationalen Orientierung. Sie ermöglicht ein Hin- und Herpendeln ohne die bürokratischen Hürden, mit denen Polen ansonsten konfrontiert sind und voraussichtlich bis 2011 bleiben werden. Sprachkenntnisse oder Integrationsbemühungen werden nicht verlangt.

Es gibt keine offiziellen Zahlen, wie viele Polen auf diesem Weg die doppelte Staatsangehörigkeit erworben haben. Nach der polnischen Volkszählung 2002 (GUS 2002) sind es 234.000 Personen in den Woiwodschaften Opolskie und Śląskie, Schätzungen bei Heffner (1999: 184) gehen von 300.000 aus. War bis zur Wende 1989 die dauerhafte Auswanderung („Aussiedlung“) der Regelfall, bleiben diese deutschen Neubürger meist vor Ort wohnen, pendeln aber vielfach zur Arbeit in den Westen (Rauziński 2000; Jończy 2003a). Eine Studie geht davon aus, dass über 60% der Doppelstaatler mit Wohnsitz in Polen regelmäßig in Deutschland arbeiten, davon wiederum 60% länger als sechs Monate im Jahr (Musial 2002). Nur 5,6% verbringen weniger als vier Wochen in Deutschland. Eine wichtige Rolle spielen zudem dauerhaft in Deutschland lebende Verwandte. Plastisch illustriert die grenzüberschreitende Vernetzung eine von Rauziński (2002: 184) ermittelte Zahl: Demnach kommen im Raum Oppeln in einer Familie auf eine Person durchschnittlich 1,2 dauerhaft in Deutschland lebende Verwandte.

Dieses soziale Kapital spielt eine wichtige Rolle für die Stabilisierung des transnationalen Raums. Die Angehörigen können bei der Arbeitssuche usw. behilflich sein; vor allem jedoch wecken sie bereits durch ihre bloße Existenz und ihren höheren Lebensstandard oft erst die Migrationsmotivation. Faist (1996: 17) sieht den Grund für die weltweit noch recht schwach ausgeprägte internationale Migration darin, dass das erforderliche soziale Kapital ortsgebunden ist. Dies ist im vorliegenden Fall quasi ins Gegenteil verkehrt, wodurch ein positiver Rückkopplungseffekt entsteht. In den wirtschaftlichen und

sozialen Strukturen der Herkunftsregion ist Migration ein allgegenwärtiges Element.

Dabei knüpfen die Migranten an quasi-transnationale kulturelle Muster an, die in ihrer Herkunftsregion eine lange Tradition haben. Oberschlesien lag lange an der Grenze deutscher und polnischer Siedlungsgebieten. Während der Industriellen Revolution zog sie Zuwanderer aus dem Umland an, es kam zu einer Vermischung der Ethnien. Dabei entstand eine „kreolische“ Alltagssprache; es bildete sich eine spezifische „periphere“ Regionalidentität heraus. Als sich etwa seit der Jahrhundertwende die Spannungen zwischen Deutschen und Polen verschärften, kam es zwar auch hier zu einer Polarisierung, insgesamt jedoch blieb die ethnische Identität der meisten Bewohner Oberschlesiens ambivalent. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Gebiet mit seinen gewachsenen wirtschaftlichen und sozialen Strukturen durch eine zwangsläufig willkürliche Grenzziehung zwischen zwei antagonistischen Nationalstaaten aufgeteilt.

Für die Bewohner stellte dies eine erheblich praktische und emotionale Belastung dar, zumal ihnen die Kategorie „Nationalität“ oft neu und fremd war. So wandten sich ober Schlesische Eltern an den Völkerbund mit der Bitte, ihnen mitzuteilen, „wer sie sind“, da sie nicht wüssten, ob ihre Kinder eine polnische oder deutsche Schule besuchen sollten (Rose 1935: 277, nach Berlińska 1999: 88). Als die Bevölkerung nach Ausbruch und nach Ende des Zweiten Weltkriegs erneut national „bekennen“ sollte, stellten die Deutschen wie später die polnischen Behörden fest, dass die Betroffenen sehr pragmatisch mit ihrer Nationalität verfahren. So versuchten Ehepaare sich abzusichern, indem sich ein Partner als deutsch, der andere als polnisch deklarierte. 1945 erklärte der ober Schlesische Woiwode Aleksander Zawacki, „Wir wollen keinen einzigen Deutschen, und wir geben keine einzige polnische Seele her“ (Borodziej/Lemberg 2003: 355), musste dann aber frustriert feststellen: „Wenn Polen kommt, dann sind die [Ober-]Schlesier Polen und wenn die Deutschen kommen – dann sind sie Deutsche“ (Sprawozdanie 1945: 66, nach Esch 1998: 183). Derartiges Verhalten ist von deutscher wie von polnischer Seite als Opportunismus ausgelegt worden, bis heute. So formulierte die Soziologin Maria Szymeja (2000: 21) in einer aktuellen Studie die Frage, ob diese „zerrissene nationale Identität typisch für Grenzgebiete [...] oder [...] eher konjunkturell bedingt“ sei. Auch von deutscher Seite wurde der Generalverdacht des Opportunismus vorgebracht – etwa bei der Konstruktion eines Gegensatzes zwischen Wirtschafts- und „echten“ Aussiedlern. Tatsächlich jedoch besteht für Menschen wenig Grund, mit Kategorien, die ihnen von außen aufoktroziert werden und persönlich irrelevant erscheinen, anders als „opportunistisch“ umzugehen. Der Historiker Michael G. Esch interpretiert dies so: „Diese Menschen verstanden sich in erster Linie als Schlesier [...] und waren zu allererst an dem interessiert, was sie tatsächlich anging: daran, auf

ihrem Besitz oder mit ihrer Arbeit möglichst unbehelligt und sicher leben zu können“ (Esch 1998: 183f). Ein Bekenntnis zu einem abstrakten „Deutschtum“ bzw. „Polentum“ konnte allenfalls Mittel zum Zweck sein.

Viele der historisch konditionierten Handlungs- und Denkweisen lassen sich auch bei heutigen oberschlesischen Transmigranten identifizieren. Auffällig ist z. B. eine gewisse Unbeholfenheit im Umgang mit der scheinbar so selbstverständlichen Kategorie Nationalität, die sich sowohl in übersteigert essentialistischer reactive ethnicity (Portes/Zhou 1993) bemerkbar machen kann, als auch in desillusionierter Erkenntnis der Relativität jeglicher ethnischer Zuschreibungen. Da viele Oberschlesier sich auch heute in Polen *und* Deutschland marginalisiert fühlen, kann man derartige Einstellungsmuster durchaus als eine Art Stigma-Management im Sinne Goffmans interpretieren.

Für eine qualitative Untersuchung der Identitäten und subjektiven Verortungen in dieser Gruppe von Migranten, habe ich 2003 und 2006 insgesamt 23 biographisch-narrative Interviews durchgeführt.¹ Dabei habe ich neben der konkreten Handlungspraxis der Migranten kognitive Aspekte untersucht, die hier im Mittelpunkt stehen sollen. Die Analyse erfolgt anhand der Kategorien „mentale Karten“, „ethnische Identitäten“ und „individuelle Migrationsprojekte“.

Mentale Karten

Auf dieser Ebene habe ich für die Migration relevante Deutungs- und Handlungsorientierungen der Befragten auf ihre räumliche Dimension („mentale Karten“) und somit die symbolische Selbstverortung der Migranten untersucht. Unter einer „mental Karte“ verstehe ich die Gesamtheit aller Vorstellungen, Wahrnehmungen, Bedeutungen, Einstellungen und Emotionen, die bewusst bzw. unbewusst mit einem Raum verbunden werden (Gould/White 1974); dabei unterscheide ich analytisch zwischen historischen, ökonomischen und sozialen Karten.

Der Stellenwert der Geschichte in den narrativen Erzählungen war überraschend. Zwar nimmt die Bedeutung dieses Aspekts von Generation zu Generation ab, trotzdem ist es bemerkenswert, wie relativ fest historisches Wissen auch bei jungen Menschen verankert ist und die Identität mit prägt. Dabei

1 Die Stichprobe setzt sich nach folgenden Kriterien/Merkmalen zusammen: Oberschlesier mit doppelter (polnischer und deutscher) Staatsangehörigkeit, seit den Neunzigerjahren zwischen Polen und Deutschland bzw. den Niederlanden pendeln. Es kommen verschiedene Formen temporärer Migration vor (der Schwerpunkt liegt auf hauptberuflichen Pendlern). Alter 23 bis 65, Geschlecht: 5 Frauen, 18 Männer; 1 ohne Berufsausbildung, 14 Facharbeiter, 3 Technische Hochschulreife, 5 Hochschulabschluss.

spielt vor allem die Geschichte der Region und der eigenen Familie eine Rolle. Die entsprechenden Narrative werden im Sozialisationsprozess und in der Kommunikation innerhalb der ethnischen Gruppe konstruiert und für die gegenwärtige Situation jeweils rekonstruiert. Dabei sind vor allem drei Topoi interessant: Die Konstruktion von Oberschlesien als unterprivilegierter Grenzregion und „innere Kolonie“, die Konstruktion von Migration als historischem Artefakt und die Betonung einer besonderen Heimatverbundenheit.

Im kollektiven Bewusstsein ist Oberschlesien historisch vor allem als deutsch-polnisches Grenzland präsent. Auch über 60 Jahre nach dem Ende dieses Status wirkt diese historische Realität noch kognitiv nach und wirkt auf die ethnisch-kulturelle Identitätskonstruktion der Befragten ein. Interessanterweise beeinflussen die Grenzen und die ethnische Situation von 1920-1939 auch heute noch die Grenzziehungen zwischen dem „Innen“ und „Außen“ der eigenen ethnischen Gruppe. So wird etwa der „deutsche“ Raum Oppeln (Opole) mit dem „polnischen“ Raum Kattowitz (Katowice) kontrastiert, oder es ist die Rede von „polnisch“ vs. „deutsch gesinnten“ Orten innerhalb des deutschen Territoriums. Dabei gilt die Region stets als ökonomisch und politisch benachteiligt; in Anlehnung an die Begriffe Michael Hechters (1975; vgl. allgemein Szmeja 2000) könnte man sie als „innere Kolonie“ oder „slawisches“ bzw. „germanisches Randgebiet“ eines auf ethnische Homogenität bedachten deutschen und polnischen Nationalstaats bezeichnen. Diese Konstruktion einer Diskriminierungs- und Ausbeutungsgeschichte knüpft unmittelbar an die Schilderungen der aktuellen, eigenen Erfahrungen als Arbeitsmigrant an. Besonders deutlich zeigt dies z.B. die drastische Sprachfigur der Arbeitsmigranten als „weißen Neger“ deutscher Arbeitgeber.

Wie eine Studie von 1996 (Grygierczyk 1997: 44) gezeigt und meine Interviews bestätigt haben, wird dem Phänomen der Migration noch in der Zurückweisung resignativ eine Unvermeidlichkeit und historische Kontinuität zugeschrieben – die Menschen seien halt „schon immer“ von hier ausgewandert und würden es auch weiter tun. So verwiesen viele meiner Interviewpartner darauf, dass bereits ihre Großeltern als landwirtschaftliche Saisonarbeiter („Sachsengänger“) in Deutschland gearbeitet hätten oder wochenweise zwischen dem Arbeitsplatz Zeche und ihrem Heimatort gependelt seien. Ein Befragter beschrieb, wie er an seinen wechselnden Einsatzorten in Deutschland immer wieder auf Spuren früherer Arbeiter aus Oberschlesien stoße. Intersubjektive Aktualisierung der Migrationsgeschichte und die Erfahrung der „Allgegenwärtigkeit“ von Migration im eigenen Umfeld verstärken sich somit gegenseitig. Migration als Mittel zum Einkommenserwerb wird zu einer sozialen Norm der Region, die wiederum zur der sozialen Dynamik der Migration beiträgt.

Die narrative Betonung der historischen und aktuellen, erzwungenen Mobilität und Flexibilität der Oberschlesier steht in einem eigentümlichen Span-

nungs- und gegenseitigem Bedingungsverhältnis mit der gleichzeitigen Betonung einer besonderen „Heimatverbundenheit“ als einem zentralen Attribute oberschlesischer ethnischer Identität. Etliche Interviewte setzen beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte bei ihrer „Heimatverbundenheit“ an. Dem „kleinen Vaterland“ Oberschlesien wird – im Gegensatz zum „großen Vaterland“, dem polnischen Nationalstaat, ein besonderer Stellenwert zugeschrieben (Ossowski 1967). So dient die Betonung der Heimatverbundenheit autochthonen Oberschlesiern zur Identitätskonstruktion durch Abgrenzung – gegen die nach 1945 angesiedelten Allochthonen, teils aber auch gegen diejenigen Deutschstämmigen, die der Region nach 1945 oder als Spätaussiedler den Rücken kehrten. Insbesondere dient diese Abgrenzung auch dazu, einen imaginären Raum der vertrauten, solidarischen „Gemeinschaft“ (im Sinne Tönnies') gegen die anonyme Modernität der „Gesellschaft“ in Deutschland und Polen zu stabilisieren. Auf diese Weise wird die intersubjektiv erinnerte Geschichte der Region zu einer wichtigen Sinnressource für das Migrationshandeln und fungiert – metaphorisch – sowohl als Push- als auch als Pullfaktor.

Eine weitere wiederkehrende Argumentationsfigur ist die Überzeugung über den Zwang zur Erwerbsmigration durch Arbeitslosigkeit bzw. niedrige Löhne. Dabei hat Grygierczyk (1997: 45f) aufgezeigt, dass die objektiven ökonomischen Lebensumstände nur eingeschränkte Erklärungskraft haben. Vielmehr muss die soziale Normierung durch die am Westen orientierten Aspirationen und die Institutionalisierung der Arbeitsmigration als entscheidender zusätzlicher Faktor gesehen werden. Wirtschaftswissenschaftliche Studien ergaben, dass die Entscheidung zur Migration weniger durch Arbeitslosigkeit und Armut „erzwungen“ ist, sondern oft „freiwillig“ ist, d.h. die Migranten haben bereits eine wirtschaftlich gesicherte Existenz, streben aber ein höheres Einkommen an (Brzezina/Jończy 2006: 101).

Dies spiegelte sich auch in meiner Stichprobe wider: Alle Befragten verwenden das Argument des „Zwanges“, zugleich jedoch waren nur wenige von ihnen unmittelbar von Arbeitslosigkeit betroffen; fast alle haben selbst ihre Stellen in Polen gekündigt. Dieses Argument des „Zwang“ zeigt die Ambivalenz gegenüber der Pendelmigration. Die hohen sozialen Kosten der Pendelmigration werden mit historischen Traditionen und ökonomischen Zwängen „gerechtfertigt“ – insbesondere gegenüber sich selbst und der eigenen Familie, aber auch gegenüber öffentlicher Kritik in der Herkunftsgesellschaft (z.B. durch die regionale Kirche) und in der Zielgesellschaft (z.B. in Reaktion auf Vorwürfe wegen mangelnder Assimilation oder Lohndumping). Ein genauerer Blick auf diese Figur des „Zwanges“ und die Begründung der eigenen Migration ergab zwei Typen ökonomischer mentaler Karten, mit denen sich die Handlungsorientierung der Migranten treffend charakterisieren lassen.

Der erste, wenig verbreitete Typ sieht die polnische und die westliche Realität dichotom: Die polnische wirtschaftliche Lage wird grundsätzlich ne-

gativ, die westliche positiv bewertet. Hieraus ergibt sich ein Zwang zur Pendelmigration bzw. zur Emigration. Der zweite, dominierende Typus sieht die jeweilige wirtschaftliche Situation differenzierter, der „Zwang“ wird vielmehr pragmatisch begründet. Ich bezeichne diesen Typ ökonomischer mentaler Karte als „grenzüberschreitende Gelegenheitsstruktur“. Die Migranten halten ihren „Fuß in der Tür“, wechseln je nach wahrgenommenen Gelegenheiten, Lebensabschnitt und Rahmenbedingungen zwischen den Arbeitsmärkten, wobei sie auch für den polnischen Arbeitsmarkt offen bleiben.

Die Dominanz dieser zweiten Variante in der Stichprobe verweist darauf, dass die Realitäten in Polen und im Westen vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Entwicklung der vergangenen 15 Jahre einer Neubewertung unterliegen – die Dichotomie vom „goldenen Westen“ und „grauen Osten“ hat sich deutlich abgeschwächt. Dies liegt auch daran, dass das Wissen über die Zielgesellschaft nicht mehr, wie vor der Wende, ausschließlich über die oft idealisierte Vermittlung durch Emigranten, sondern durch eigene Alltagserfahrungen erworben wird. Dafür lässt sich aus den Gesprächen das Aufkommen einer anderen kognitiven Dichotomie erkennen, die sich – wie bereits erwähnt – mithilfe des Tönnies'schen Begriffspaares Gesellschaft/Gemeinschaft bzw. den Parsons'schen *pattern variables* fassen lässt. In dieser Konstruktion symbolisiert „der Westen“ die *Gesellschaft* – Modernisierung, Pluralisierung, Urbanisierung. Polen, genauer gesagt Oberschlesien, steht hingegen für die dazu gegensätzliche *Gemeinschaft*. Wie Gemeinschaft und Gesellschaft subjektiv beurteilt werden, hängt davon ab, ob der Einzelne eine eher konservativere oder modernere Werteorientierung aufweist. Oft identifizieren sich Migranten auch ambivalent mit beidem.

Für den Charakter Oberschlesiens als Gemeinschaft stehen traditionelle kulturelle Werte (einschließlich eines hohen Stellenwerts der Religion) und starke familiäre Bindungen (gegenseitige Hilfe, Verantwortung für Ältere). Diese Umgebung vermittelt soziale Einbettung und Vertrauen. Da die Migranten vorwiegend aus dem ländlich geprägten Raum Opole kommen, wird sie auch mit „Landleben“, Ruhe, Natur usw. assoziiert. Der Stadt-Land-Gegensatz – der auch eine Chiffre für den Gegensatz Gesellschaft-Gemeinschaft, darauf aber nicht zu reduzieren ist – tauchte in den Interviews immer wieder auf. An ihrer Ankunfts-gesellschaft nehmen die Pendler dagegen vor allem deren Modernität und Urbanität wahr. Positiv sehen sie etwa die größere individuelle Freiheit („Stadtluft macht frei“), negativ die Anonymität, zu lose soziale und familiäre Bindungen. Multikulturalität und *political correctness* im Westen werden nur in Ausnahmen als Vorteil erachtet, häufiger dagegen als Ausdruck kultureller bzw. moralisch-religiöser Beliebigkeit – wobei die Notwendigkeit, im Westen mit dort ansässigen, oft gering qualifizierten Immigranten (z.B. Türken) im Niedriglohnbereich zu konkurrieren und die damit verbundene Statusinkonsistenz sicherlich eine Rolle spielt. Die Fremdheitser-

fahrung durch die Anwesenheit ethnisch-kulturell „Fremder“ im Zielkontext ist ein weiteres prägendes Merkmal der sozialen mentalen Karte.

Die hier dargestellten historischen, ökonomischen und sozialen mentalen Karten zeigen, dass die Pendelmigration über das Ökonomische hinaus von vielfältigen kognitiven Faktoren bestimmt wird und sich darum nicht mit einem simplen Rational-Choice-Modell erfassen lässt.

Ethnische Identitätskonstrukte

Im Folgenden beschreibe ich – ausgehend von der konstruktivistischen Identitätstheorie (vgl. stellvertretend Erikson 1959; Barth 1969; Hall 1999) – das ethnische Selbstbild der befragten Migranten, das diese freilich nur in wenigen Fällen als den wichtigsten Anteil ihrer personalen Identität definieren. Vorgefunden wurde eine große Vielfalt an ethnischen Identitätskonstrukten, wobei die regional gebundene Selbstbeschreibung als „Oberschlesier“, mit der sich die Befragten sowohl von Polen als auch von Deutschen abgrenzten, mit 20 von 23 Fällen eindeutig dominierte.² Dies wirft die Frage auf, wie die Pendelmigration die ethnische Identität prägt und in welcher Korrelation das Identitätskonstrukt „Oberschlesier“ mit einer transnationalen oder monolokalen subjektiven Verortung steht. Ausgehend von der „deklarierten“ bzw. „praktizierten“ ethnischen Selbstbeschreibung (Kłoskowska 1996: 162) (zum Problem von deren Divergenz siehe unten) unterscheide ich analytisch zwischen drei Idealtypen (empirisch treten Mischformen auf). Alle weisen eine „oberschlesische“ Komponente auf, der Unterschied liegt jeweils im Bezug zu den nationalen Kategorien deutsch/polnisch.³

2 Dieser Befund wird bestätigt von der Volkszählung 2002, in der 173.200 der Befragten ihre nationale Zugehörigkeit als „oberschlesisch“ bezeichneten. Vgl. Główny Urząd Statystyczny 2002.

3 Für 3 Interviewpartner spielte „oberschlesisch“ keine Rolle, daher berücksichtige ich hier nur 20 Fälle.

Tabelle 1: Typen oberschlesischer Identität

„weder noch“: (8 Fälle)	„sowohl als auch“ (5)	„entweder oder“ (7)
a) essentialistische Variante: Lokalität bzw. Regionalität, starke Abgrenzung von deutsch und polnisch (2)	deutsch und polnisch	a) deutsch (2 Fälle)
b) nicht essentialistische Variante: Lokalität bzw. Regionalität, Differenz zu deutsch und polnisch (2)		b) polnisch (5 Fälle)
c) europäische bzw. universalistische Variante verbunden mit Lokalität bzw. Regionalität (4)		

Der erste Typ „weder noch“ bezeichnet Distanz zu bzw. Verzicht auf nationale Kategorien. Darunter gibt es eine essentialistische Variante, bei der das Label „oberschlesisch“ im ethnischen Sinne und in starker Abgrenzung von Deutschen und Polen verwendet wird. Ein Befragter (Wojtek)⁴ bringt es so auf den Punkt:

„Es gibt halt solche Situationen, wenn auf der Baustelle etwas verschwindet, dann haben wir es angeblich geklaut [...] Im Allgemeinen sind wir immer die Schuldigen [...], für Deutsche sind wir Polen. Und für Polen sind wir die Fünfte Kolonne, also wir sind nirgendwo. Na ja, es wäre besser [...], wenn Schlesien für sich wäre, nicht bei Deutschland und nicht bei Polen. Ich fühle mich nicht als Pole, ich fühle mich als Schlesier. Und das ist die Antwort, warum ich nicht auswandern würde. Denn da wollen sie mich nicht, und hier wird mich auch kein Pole respektieren, niemals. Wenn ich hier Kalinowski heißen würde, dann könnte ich Bankdirektor werden, aber da ich nun mal Schneider heiße, kann ich in einer polnischen Bank schon mal kein Direktor werden. Wenn ich einen englischen oder französischen Namen hätte, dann wäre es was anderes. Aber deutsch – nein, das würde irgendwie nicht stimmen. Also, uns wollen sie weder hier noch da. Uns mögen sie nur, wenn sie uns brauchen.“

Die zweite Variante versteht das Label „oberschlesisch“ in nicht-ethnischen Kategorien – als Lebensstil, Heimatgefühl, teilweise als Distanz zu nationalen Kategorien – aber nicht aus essentialistischer Sicherheit, sondern oft aus nationaler Unsicherheit:

„Ich fühle mich als Schlesier. Denn mit meiner Sprache... Wenn ich [in Polen] zum Amt gehe, da komme ich auch mit meinem Polnisch nicht so ganz klar, aber ich kann halt nicht anders sprechen [...] Und wenn mich einer fragen würde, welche Sprachen ich kenne dann sage ich: schlesisch und zwei so nebenbei, ich kann mich mit jedem irgendwie verständigen [...] Ich fühle mich als Schlesier, nicht als Deut-

4 Alle Namen geändert.

scher, nicht als [Pole], auch nicht als Europäer, weil... du musst ja eh alles für dich selbst verdienen; um was zu haben, musst du arbeiten, egal ob du das so oder so machst – du musst arbeiten, verstehst du, ganz alleine, und wenn du allein nicht klar kommst, hilft dir keiner [...] Und ich sage dir, ich fühle mich halt als Schlesier, egal ob sie mir das glauben oder nicht, egal ob es diese schlesische Nationalität gibt oder nicht, ich fühle mich als Schlesier von Mutter, Vater, Opa, Oma⁵, verstehst du...”

Ein anderes Beispiel:

„Meiner Meinung nach ist das so: Ich bin in Polen geboren, aber in Schlesien, und ich bin der Meinung, dass ich kein großer Pole bin als Schlesier. So scheint es mir. Auf der anderen Seite: Ich bin nach Deutschland gefahren, aber ich fühle mich nicht so, als wenn ich ein großer Deutsche wäre, also ich würde mich nicht nach außen als Deutschen darstellen, nicht wahr? Ich bin der Meinung, ich bin hier geboren und hier ist mein Platz [...] Denn Schlesien, man weiß es nicht so richtig, die Geschichte ist so verlogen, so getürkt, dass man es einfach nicht weiß. Die einen sagen, dass Schlesien 900 Jahre lang deutsch war, die anderen 600 Jahre, also, woher kommt Schlesien denn jetzt eigentlich? Wem gehört es? Vielleicht ist Schlesien wie der Vatikan oder andere Staaten, die in andere einverleibt sind. Man weiß nicht, wie es ist. Sie haben uns so betrogen, dass man nicht weiß, woher wir sind.“

Die dritte Variante verzichtet (teils bewusst, teil unbewusst) auf nationale Kategorien und verwendet stattdessen zusätzlich zum Label „oberschlesisch“ universelle bzw. europäische Beschreibungen als „Mensch“, „Grenzmensch“, „Freund“ usw.

„Wenn jemand von mir eine hundertprozentig befriedigende Antwort in Sachen Nationalität kriegen möchte, dann sage ich einfach: ich bin Europäer, ich fühle mich als Europäer. Dieses Konzept des vereinten Europas, mit einem weiten Horizont [...] Umso mehr, da ich selbst diese Erfahrung gemacht habe. Es ist etwas anderes, ob man in einem kleinen Dorf wohnt, oder ob man in eine große [...] Stadt fährt. Man arbeitet mit verschiedenen Nationalitäten, manchmal ist das schwierig, aber es bringt viel Befriedigung und es sind dann bestimmte Erfahrungen für später [...] Also wenn ich mich direkt festlegen müsste, dann würde ich sagen, dass ich mich eher mit dieser Heimat⁶ – Schlesien – verbunden fühle. Egal ob sie jetzt polnisch, schlesisch oder tschechisch ist, vor allem liegt sie in Europa.“

Der Typ „sowohl als auch“ versteht sich als eine Mischung aus den Kategorien deutsch und polnisch. Beiden Kategorien nehmen dabei von Fall zu Fall unterschiedliche an (z.B. ethnische deutsch-polnische Herkunft, Familien-

5 Im Original deutsch.

6 Das Wort *hajmat* (nach polnischer Orthographie) ist Bestandteil der oberschlesischen Umgangssprache.

und Regionsgeschichte, Alltag in zwei Welten, soziale und kulturelle Bindungen):

„Ich fühle mich sowohl ‚hier‘ als auch ‚da‘, das muss ich ehrlich sagen, ich fühle mich sowohl als Pole, na Pole... Schlesier, ja, und da fühle ich mich auch als Deutscher... ja, und... Ich empfinde das so, dass ich hier und da bin, hier ist mein zuhause und da ist mein zuhause...“

Hartmut, der eine leitende Position in einem polnischen Unternehmen hat, formuliert es so:

„Und ich wollte damit sagen, dass wir, als Familie, wir haben so eine seltsame... Ich würde nicht sagen wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde, aber wir haben schon zwei Seiten.“

„Es gibt die beiden [Nationalitäten] und sie können miteinander leben [...] Ich sage mal so: Dieses eine, die sprichwörtliche deutsche Genauigkeit, ist in den Boden der polnischen Wirklichkeit verpflanzt. Das kommt daher, dass ich für ein polnisches Unternehmen arbeite. Und umgekehrt... ich habe so etwas ‚Ulanenhaftes‘⁷ bei Entscheidungen...“

Der Typ „entweder oder“ steht für eine nur nationale Identifizierung als entweder nur deutsch oder nur polnisch. Bei den Selbstbeschreibungen als „deutsch“ wird interessanterweise nur auf das historische „Deutschtum“ der Region Bezug genommen; mit der heutigen Realität in Deutschland identifizieren sich die beiden Befragten hingegen nicht. Die ausschließliche Selbstbeschreibung als Polen trifft auf Frauen und junge Migranten zu. Letztere beschreiben sich souverän als „Polen“, auch wenn sie hinsichtlich ihrer Lebenspraxis als Transnationale bezeichnet werden können. Ein Beispiel dafür ist Mariola:

„...Eindeutig polnisch. Ich fühle mich als Polin [...] Deutsche Herkunft aber polnische Nationalität. [...] Vielleicht nur wegen dieser Zeit, weil ich hier meine Ausbildung bekommen habe und daher einen gewissen Respekt habe. Ich würde das mit den Eltern vergleichen, denn nicht die Mutter, die dich geboren hat, ist wichtig, sondern die, die dich erzogen hat. Darum sage ich, wenn sie nach der Nationalität fragen, egal wo ich bin, sage ich immer Ich bin Polin [...] Man kann auch sagen, dass das hier meine – wie man sagt – Heimat [hajmat] ist. Meine Eltern zum Beispiel sehen das anders. Denn sie haben erlebt, hier war Polen, die Annexion, also sprach man polnisch, dann kam die deutsche Annexion und sie gehörten zu Deutschland. Also diejenigen, die hier in der Zeit in Deutschland [sic] aufgewachsen sind und zur

7 „Ulanenhaftigkeit“ (ułańskość) bezieht sich hier auf ein historisches polnisches Autostereotyp, das u. a. Eigenschaften wie Temperament, Spontaneität, Mut und Eigensinnigkeit umfasst.

deutschen Schule gegangen sind, die hielten sich für Deutsche. Und wir vielleicht, die wir hier aufgewachsen sind, als das schon polnische Gebiete waren – wir halten uns für Polen, so ist das halt. Im Grunde kann ich kein Deutsch, mit Deutschland verbindet mich nichts.“

Diese Konstrukte bestätigen andere Untersuchungen zur ethnischen Identität von Oberschlesiern und anderen Minderheiten in Grenzgebieten bzw. Migrantengruppen (Mecheril 1994; Kłoskowska 1996; Pallares 2003). Aus deren Perspektive wird deutlich, dass obereschlesische Migranten ein eher universelles Repertoire von ethnischen Identitätskonstrukten benutzen, die von monolokalen über bi- bis hin zu multilokalen reichen. Für uns interessant ist aber in erster Linie der Zusammenhang zwischen den vorliegenden Identitätskonstrukten und der grenzüberschreitenden Lebensweise. Hier spielen in die Vergangenheit zurückreichende Faktoren wie Familien und Regionsgeschichte, Grenzkultur und Identität, Emigration bis heute eine wesentliche Rolle. Zugleich hat die in den Neunzigerjahren einsetzende Migrationspraxis eigene identitätsstiftende Faktoren hervorgebracht, die sich mit den historischen Elementen verbinden. Beispiele sind der Gebrauch von Sprachen bzw. Dialekten (beide Sprachen werden zu Alltagssprachen), Medienkonsum (die meisten Befragten sehen auch in Polen vorwiegend deutsche Fernsehsender). Im Berufsleben rekurrieren die Befragten auf ihren „deutschen Arbeitsstil“ und pflegen zugleich ein Autostereotyp als „polnischer Alleskönner“ und „obereschlesischer Workaholic“, als Repräsentanten von „slawischer“ Spontaneität und zugleich „deutschem“ Arbeitsethos.

Die heterogenen Ausprägungen mono- bzw. plurilokaler Identitäten der Migranten werden von verschiedenen, teilweise gegenläufigen Prozessen beeinflusst: Einerseits lässt sich das bekannte Phänomen einer im Laufe der Zeit zunehmenden Inkorporation in den Ankunftskontext (Sprache, Alltagswissen usw.) beobachten, das sich entsprechend auf die Identifikation auswirkt. Andererseits wirkt ihre spezifische Lebens- und Arbeitspraxis eben dieser Inkorporation und Identifikation entgegen: Kaum ein Pendelmigrant steht in einem konventionellen Arbeitsverhältnis, die meisten arbeiten für Zeitarbeitsfirmen, polnische bzw. obereschlesische Unternehmen oder in ethnischen Kleingruppen in deutschen Unternehmen. Die Einsatzorte wechseln meist mehrmals im Jahr, sodass die Migranten kaum soziale und kognitive Bindungen an den Ankunftskontext aufbauen können; vielmehr stärkt die Flüchtigkeit des Ankunftskontexts gerade die lokalen Bindungen im Herkunftskontext, in den sie regelmäßig zurückkehren.

Ein weiterer Faktor, der die Identität der Migranten mitgestaltet, sind die Reaktionen, die sie von „Sesshaften“ im Herkunfts- und Ankunftskontext erfahren. Einerseits gibt es hier wie dort ein ansatzweise positives Klima für hybride Identitäten; in Polen etwa z.B. die Anerkennung der deutschen Min-

derheit, in Deutschland die überwiegend positive Konnotation von Schlagworten wie Flexibilität, Europäisierung, Pluralisierung usw. So argumentiert etwa Ewa Morawska, dass transnationale Phänomene nichts Neues seien, sondern es lediglich immer mehr gesellschaftliche Akzeptanz und Wahrnehmungsbereitschaft dafür gebe (Morawska 2003: 33). Andererseits sind die Migranten im Alltagsleben wie im politischen Diskurs noch immer mit einem dominanten nationalen Denken konfrontiert. So werden die nicht-mononationalen Identitäten und Lebenspraktiken der Migranten immer wieder in Frage gestellt; die mobile Minderheit muss ständig vor einer immobilen Mehrheit Rechenschaft abgeben. Paul Mecheril (1994) hat die Reaktionen von Menschen mit „Migrationshintergrund“ darauf typisiert und mit „Rückzug“, „überdeutsch“, „antideutsch“ und „weltbürgerlich“ bezeichnet. Analoge Reaktionsmuster konnte ich auch in meiner Stichprobe identifizieren.

Weiterhin kann die vordergründig regionale Identität als „Oberschlesier“ sehr unterschiedliche Inhalte repräsentieren: Es gibt einen essentialistischen und einen konstruktivistischen Begriff des „Oberschlesiertums“. Beide können jeweils einen lokalen, regionalen, nationalen oder supranationalen Bezug aufweisen.

Die essentialistische Variante kann eine Folge von reactive ethnicity (Glazer 1993) sein – etwa wenn die Migranten im Ankunfts-kontext diskriminiert werden, auf Unverständnis für ihre Lebensweise stoßen und daraufhin ihre ober-schlesischen bzw. polnischen „Wurzeln wieder entdecken“.

Die konstruktivistische Variante führt dagegen tendenziell zu einer Identifikation mit beiden Orten und Gesellschaften. Diese kann bewusst deklariert und/oder praktisch gelebt werden⁸, wobei ersteres nicht unbedingt letzteres bedingt. So kommt es durchaus vor, dass eine ausgeprägt plurilokale Lebenspraxis und Orientierung zwar eine entsprechende Identifikation nahe legen würde, diese aber (zumindest bewusst) nicht stattfindet. Insbesondere „bildungsferne“ Personen geben trotz „transnationaler“ Lebensführung eher einer monolokalen nationalen Selbstbeschreibung den Vorzug („Ich bin einfach Pole“) – allerdings nur auf Nachfrage und zögerlich. Hierin drückt sich somit nicht eine besondere Loyalität gegenüber dem „Polentum“ aus, sondern eher eine allgemeine Indifferenz gegenüber nationalen Kategorien. Die Menschen leben Plurilokalität, befragen diese aber nicht auf ihre Folgen für die eigene Identität (Schütz/Luckmann 2003).

8 Zwischen praktizierter und deklariert er Identität (bzw. „organischer“ und „reflektierter Hybridität“) unterscheidet z.B. Werbner (1997). Kłosowska (1996) unterscheidet zwischen deklariert er „nationaler Identifikation“ und „kultureller Valenz“ als praktischer Aneignung dieser nationalen Kultur.

Migrationsprojekte

Im Folgenden gehe ich auf die „Migrationsprojekte“, d.h. die Migration involvierenden, individuellen Lebensentwürfen der Befragten ein. Dabei sind sowohl die objektive Biografie als auch die subjektiven Sinngebungsversuche und Zukunftsvorstellungen zu berücksichtigen. Jedes Migrationsprojekt wird zudem auf seine Mono- bzw. Plurilokalität befragt. Die identifizierten Muster sind in Tabelle 2 stichwortartig geordnet. (Berücksichtigt sind darin nur 19 von 23 Fällen, da die Zukunftspläne in den übrigen Fällen von äußeren Faktoren (Rente, Krankheit) eingeschränkt und daher nicht aussagekräftig sind.) Diese Muster korrelieren teilweise mit den in Tabelle 3 dargestellten Modi der Erwerbstätigkeit.

Tabelle 2: Realtypische Migrationsprojekte

„noch ein paar Jahre und dann komme ich zurück...“ (5 Fälle)	„weiter so...“ (6)	„Die Zukunft ist für mich offen...“ (8)
	a) hauptberuflich und „bis zur Rente“ (3) b) nebenberuflich („echt“ und quasi) (3)	a) „entweder oder“ (2) b) „wie es sich ergibt“ (3) c) „ich kann/werde wieder anfangen“ (3)

Tabelle 3: Modi der Erwerbstätigkeit⁹

Ferienjobs als Schüler/ Vollzeit-Student	Nebenberuflichkeit	Hauptberuflichkeit
	a) „echt“: neben abhängiger oder selbständiger Erwerbsarbeit in Polen b) „quasi“: neben (Früh-)Rente, Gelegenheitsjobs bzw. Arbeitslosigkeit in Polen	a) „echt“: Vollzeit b) „quasi“: z.B. neben Fernstudium, Landwirtschaftsbetrieb

„Noch ein paar Jahre und dann komme ich zurück...“

Diese Gruppe ist sehr homogen: Es handelt sich durchweg um junge Menschen zwischen 20 und 30 Jahren mit einem typischen Erwerbsverlauf: Ferienjobs als Schüler – Nebenberuflichkeit – Hauptberuflichkeit („echt“ und „quasi“ – neben Studium). Sie teilt die Überzeugung, dass nur Arbeitsmigration einen guten „Start ins Leben“ gewährleisten kann. Die nahe Zukunft sehen die Biografen jedoch eindeutig in Polen: So investieren sie in Immobilien in Oberschlesien und haben mehr oder weniger konkrete Vorstellungen über

9 Vergleichbare Formen der Erwerbstätigkeit ermittelte Jończy (2000: 89-92).

ein künftiges Arbeitsleben in Polen. Es ist vor dem Hintergrund meiner These prägnant, dass diese Gruppe aufgrund der Zukunftsplanung einerseits als Rückkehrmigranten¹⁰ betrachtet werden muss – wobei andererseits die Arbeitsmigration jedoch in allen 5 Fällen explizit oder implizit mit eingeplant wird.

So plant der Befragte Ludwig sorgfältig seine zukünftige Selbstständigkeit. Er wolle eigentlich nicht mehr im Westen arbeiten, sollte die Firma aber nicht eine gewisse Mindestprofitabilität erreichen, könne er die Arbeitsmigration durchaus wieder aufnehmen. Ein anderer, Tomek, würde in Polen nur eine Stelle mit einem Monat unbezahlten Zusatzurlaub antreten, damit er seine nebenberufliche Arbeitsmigration fortsetzen könne – eine in der Region verbreitete Strategie, die Tomek auch früher bereits praktiziert hat. Auch die Befragten Renata, Jan und Ola lehnen das hauptberufliche Pendeln ihres Partners einerseits kategorisch ab, bauen aber bereits jetzt kurze Auslandsaufenthalte in ihre Planung ein. Hier liegt einerseits eine Praxis vor, für die Marek Okólski den Begriff „Schaukelstrategie“ geprägt hat: „Wie auf einer Schaukel stoßen sie sich vom Herkunftsort ab, um an den Zielort zu gelangen und dort ein bestimmtes Einkommen zu erzielen, bevor ihre eigene Masseträgheit sie an den Herkunftsort zurückträgt“ (Okólski 2001a: 11). Dies deutet eher auf das Verhalten eines typischen Rückkehrmigranten (im Gegensatz zum Transmigranten) hin. Andererseits jedoch sind die langfristige Planung von Migration, sowie soziale, kulturelle und ökonomische Bindungen an den Zielkontext typische Merkmale eines Transmigranten.

„Weiter so...“

Diese Gruppe erklärt, ihre bisherige Migrationsstrategie auf unbestimmte Zeit fortsetzen zu wollen. Dabei ist zwischen haupt- und nebenberuflicher Erwerbsmigration zu differenzieren.

hauptberuflich „... bis zur Rente“

Diese Gruppe hat einen höheren Altersdurchschnitt, bis auf einen Fall handelt es sich um über 45-Jährige. Typisch ist, dass die Arbeitsmigration nach Deutschland bereits vor 1989 – illegal und neben dem regulären Beruf in Polen – beginnt und nach der Wende in die Hauptberuflichkeit übergeht. Alle drei Befragte aus dieser Gruppe hoffen, ihr Pendeln bis ins Rentenalter fortsetzen zu können. Nur einer, Jakub, befürchtet, dass die Arbeit in den Niederlanden für ihn und seine Frau zu schwer werden könne und denkt darüber

10 Im Gegensatz zum Transmigranten hat ein Rückkehrmigrant einen monolokalen Bezug zum Herkunftsland. Vgl. u.a. Pries 2005: 13. Ausführlicher zu diesem Migrantentyp vgl. Piore 1979 und Stark/Fan 2006.

nach, in Polen eine Gänsefarm aufzubauen. Ein anderer, Krzysztof, denkt daran, ein eigenes Bauunternehmen zu gründen, dieser Schritt scheine ihm jedoch wegen des benötigten Startkapitals zu riskant. Alle Befragten sind mit ihrem heutigen Leben relativ zufrieden. Zwar hatten sie vor 1989 eine dauerhafte Auswanderung erwogen, aber die ablehnende Haltung der Ehefrauen bzw. ein Hausbau haben sie zum Bleiben motiviert. Einer, Bogdan, bedauert heute, dass er sich damals nicht für die Auswanderung entschieden hat, Krzysztof hätte heute wahrscheinlich genauso gehandelt, obwohl auch er vom Auswandern geträumt hatte; allerdings leben seine Kinder heute dauerhaft in Deutschland.

Aufgrund ihrer Denk- und Handlungsorientierung lassen sich Krzysztof und Bogdan als Transmigranten bezeichnen. Jakubs Migrationsbiografie ist hingegen noch relativ kurz; er lässt sich derzeit eher als Rückkehrmigrant beschreiben – obwohl seine sozio-kulturellen Bindungen zu den Niederlanden ihn als potenziellen Transmigranten ausweisen.

nebenberuflich (echt und quasi)

Diese Gruppe umfasst Personen, die ihren ökonomischen Schwerpunkt in Polen haben und Arbeitsmigration lediglich als zusätzliche Option zum Einkommenserwerb nutzen. Der Fall Anna liegt an der Schwelle zwischen nebenberuflicher und hauptberuflicher Strategie. Ihre Frührente könnte ihr bei der nächsten Gesundheitsprüfung aberkannt werden. In diesem Fall, steht für sie bereits fest, dass sie hauptberuflich in den Niederlanden arbeiten werde. Weiterhin enthält diese Gruppe Fälle, deren Lebensmittelpunkt sowohl kognitiv (Diaspora-Bewusstsein) als auch praktisch (ökonomische „Schaukelstrategie“, soziale Einbettung) in Polen liegt. Sie erscheinen somit als typische Rückkehrmigranten.

„Die Zukunft ist für mich offen...“

Diese heterogene Gruppe lässt sich – je nach den Gründen für die Offenheit der Zukunftsplanung – in drei Untergruppen gliedern:

„entweder oder“

Diese Gruppe lehnt die Pendelmigration ab und plant, sich entweder in Polen oder in Deutschland dauerhaft niederzulassen. Zum Beispiel vertritt Darek diese Haltung, er könne sich allerdings noch nicht auf einen künftigen Lebensmittelpunkt festlegen. Beim ersten Interview (2003) war er ledig und erklärte, er werde das Pendeln nach der Geburt seines ersten Kindes aufgeben. 2005 wurde seine Tochter geboren, dennoch pendelt er nach wie vor nach

Österreich (seit 2003). Zwar hat er seinen Wunsch, dauerhaft sesshaft zu werden, beibehalten – die Entscheidung nach dem wann ist indessen vorläufig aufgeschoben.

Eine Ablehnung der mobilen zugunsten der sesshaften Lebensweise liegt auch dem Migrationsprojekt 1 (Zukunft in Polen) zugrunde. Begründet wird sie meist mit den hohen sozialen Kosten (Trennung der Familie). So deklarierte aus der ersten Gruppe Ola, dass sie ihren Freund Jan eher mit ihrem kleinem Kind in die Niederlande begleiten würde, als ihn alleine pendeln zu lassen (aus Eifersucht). Für Renata steht fest: wenn sie nach drei Jahren in Polen nicht erfolgreich sei, werde sie auswandern. Der zweite und dritte Typ fügen sich auch teilweise in diese Argumentation ein – etwa, wenn ältere Befragte bedauern, nicht ausgewandert zu sein.

„...wie es sich ergibt.“

Die offene Haltung dieser Gruppe resultiert aus ihren bisherigen Erfahrungen, der kognitiven Karte des gemeinsamen Raums Deutschland-Polen als einer „grenzüberschreitenden Gelegenheitsstruktur“: Es gibt eine aktive Offenheit sowohl für den deutschen als auch polnischen Arbeitsmarkt. Alle drei Befragten pendeln hauptberuflich, warten aber auf eine Gelegenheit zur Niederlassung in Polen. Gleichzeitig halten sie aber auch im Zielkontext nach dauerhaften Erwerbsmöglichkeiten Ausschau. Aufgrund ihrer Denk- und Handlungsorientierung lassen sich daher alle drei als Transmigranten bezeichnen.

„Ich kann/werde wieder anfangen.“

In dieser Gruppe befinden sich Personen, deren momentaner (beruflicher) Lebensschwerpunkt in Polen liegt, die es aber – aufgrund früherer Erfahrungen als Pendler sowie ihres grenzüberschreitenden sozialen Kapitals – nicht ausschließen, erneut Arbeit im Westen aufzunehmen. In dieser Gruppe befinden sich sowohl Trans- wie auch Rückkehrmigranten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Die sich aus individueller Erwerbsbiografie und Zukunftsprojekten ergebenden „Migrationsprojekte“ geben Aufschluss darüber, inwieweit transnationale Denk- und Handlungsweisen dauerhaft in der Lebenswelt des Einzelnen verankert sind. Die Typologie liefert einige zunächst überraschende Ergebnisse: Einerseits äußern alle Befragten den Wunsch, in Polen zu arbeiten und zu leben; alle geben an, zumindest langfristig nach Polen zurückkehren zu wollen. Dies gilt unabhängig davon, ob das Inkorporationsmuster eher dem eines Rückkehr- oder eines Transmigranten entspricht und ob die Rückkehr „in ein paar Jahren“ oder „erst im Rentenalter“ erfolgen solle.

In dieser Orientierung erkennen wir Merkmale eines idealtypischen Rückkehrmigranten. Dass Rückkehrabsichten übrigens auch bei Emigranten (Ausiedlern) oberschlesischer Herkunft in Deutschland sehr verbreitet sind, bestätigen frühere Untersuchungen (Heffner 1999). In der vorliegenden Gruppe sind es insbesondere die Fälle der Emigranten und derjenigen Arbeitsmigranten, die vor dem Rentenalter stehen.

Andererseits jedoch wirkt die grenzüberschreitende Erwerbsmigration in allen Fällen als normativer Bestandteil des Erwerbslebens: Dies zeigt sich in der kollektiven kognitiven Karte einer „grenzüberschreitenden Gelegenheitsstruktur“ und in der Vielfalt der transnationalen Strategien sowie ihren typischen Verläufen: Je nach Bedarf, Opportunität und Lebenszyklus wird zwischen der Neben- und Hauptberuflichkeit gewechselt, der „Start ins (Berufs-) Leben“ findet grundsätzlich im Ausland statt, oder es wird zyklisch zwischen Polen und Deutschland gewechselt. Hinzu kommt, dass bei allen die transnationale Erwerbsstrategie fest in ihr Zukunftsprojekt eingeplant, sei es als Zusatzerwerbsquelle (Typ 1 und 2b), als hauptberufliche Strategie (Typ 2b) oder als Rückversicherungsstrategie (Typ 3). Diese „Absicherung nach beiden Seiten“ wird ausdrücklich auch bei der Beantragung der deutschen Staatsangehörigkeit für die zweite Generation angestrebt: Zwar wünschen die Migranten ihren Kindern keineswegs ein nomadisches Leben – sehen es aber zugleich als Ressource, auf die nötigenfalls zurückgegriffen werden kann.

Fazit

Die subjektiven Verortungen der oberschlesischen Migranten – hier analysiert an ethnischen Identitäten, mentalen Karten und Lebensentwürfen – werfen einige Schlaglichter auf den Prozess der sozialen Inkorporation.

Erstens zeigen sie, wie das Wissen um die deutsch-polnische Vergangenheit der Region Denken und Handeln heutiger Migranten beeinflusst. Dieses etablierte Wissen wie auch die Fortsetzung der Migrationspraxis in der zweiten Generation lassen die Vermutung zu, dass die Transnationalität der Oberschlesier dauerhaften Charakter hat.

Zweitens hat sich die soziale Dynamik hinter den Migrationsprozessen als entscheidender Faktor erwiesen; sie lässt Erwerbsmigration in der Region zu einer Norm werden, wodurch eine regelrechte Migrationskultur entstanden ist.

Drittens wird die vorhandene soziale Benachteiligung der oberschlesischen Migranten im Ankunfts-kontext oft „ethnisierend“ interpretiert – was auf Seiten der Betroffenen wiederum eine reaktive Selbstethnisierung bewirkt. Andererseits gehen viele Migranten zunächst unbefangen mit ihrer „Transnationalität“ um, die dann erst vom Umfeld problematisiert wird.

Darüber hinaus wurde deutlich, dass das Handlungsmodell des homo oeconomicus Pendelmigration nicht hinreichend erklären kann – selbst wenn einigen Migranten ihr Verhalten subjektiv als „nur“ nutzenmaximierend erscheint. Vielmehr müssen zusätzlich Modelle wie homo sociologicus, emotional man und „Identitätsbehaupter“ herangezogen werden, um den Komplex transnationaler Praktiken zu verstehen.

Bezüglich meiner Leitfrage schließlich (Transnationalisierung der subjektiven Verortung) deckt sich mein Ergebnis mit der „konkreten“ Handlungspraxis, die ich in diesem Artikel aus Platzgründen nur anreißen konnte. Der Transnationalismus-Ansatz erklärt die Realität dabei nur zum Teil; Lebensweise und Denken bilden ein Kontinuum zwischen zwei Idealtypen: dem Rückkehrmigranten mit monolokalem Bezug zum Herkunftskontext einerseits und dem Transmigranten mit Bezug zum Her- und Ankunfts-kontext andererseits.

Den Fall Oberschlesien, so könnte man einwenden, stellt freilich den nicht zu verallgemeinernden Sonderfall einer historisch gewachsenen Grenzkultur dar. Andererseits verweist er jedoch auf bereits in der Vergangenheit verbreitete und heute weltweit zunehmende zirkuläre und temporäre Migrationsformen. Die Theoriebildung zu den translokalen Inkorporationsmodi dieser Migranten bleibt daher eine hochaktuelle, bisher nur ansatzweise erfüllte Aufgabe der Migrationssoziologie. In diesem Zusammenhang kann das Beispiel Oberschlesien eventuell wertvolle Einsichten vermitteln, die über dessen historisch und lokal begrenzte Grenzen hinausgehen.